

Hubert Laitko:

## **Betrachtungen zum Problem akademiespezifischer Forschung**

Im Laufe der Geschichte wandeln sich die Netze der wissenschaftlichen Institutionen, die Typen der verschiedenartigen Institutionen, die zu solchen Netzen verknüpft sind, und das Aufgabenspektrum jeder einzelnen dieser Einrichtungen. Gewinne und Verluste von Funktionen treten ein, Veränderungen sind mit Orientierungsschwierigkeiten und Konflikten verbunden. Insofern ist es ganz natürlich, daß auch über Platz und Legitimität der Akademien als eines der ehrwürdigsten Institutionentypen im Repertoire der gegenwärtigen Wissenschaft immer wieder neu nachgedacht wird. Historische Brüche und Umbrüche geben solchem Nachdenken einen unsanften Impuls, und es erscheint mir sinnvoll, auch die Erfahrungen der jüngst erlebten und erlittenen geschichtlichen Veränderungen als Denkanstoß zu nutzen. Auf dem von Herrn Grau ausgebreiteten akademiegeschichtlichen Hintergrund möchte ich einige Überlegungen zu der Frage vortragen, ob es einen Typus (oder mehrere Typen) akademiespezifischer Forschungen gibt und ob insbesondere in der heutigen Wissenschaft Forschungen dieser Art gepflegt werden sollten.

### **1. Der Begriff der Forschungsakademie. Kritische Anmerkungen**

Zumindest in der Geschichte der Berliner Akademie - und möglicherweise wird Ähnliches auch beim Studium der Geschichte anderer Akademien zugetreten - war es immer eine, wenn nicht die Schicksalsfrage, ob und inwieweit sie bei sich selbst Forschungskapazität institutionalisieren und in *diesem Sinne* zur *Forschungsakademie* werden könnte; daß ihre Mitglieder selbst namhafte Forscher sein sollten und die Akademie auf diese Weise mit der Front der Forschung verbunden sein müßte, stand zumindest in ihren produktiven Zeiten außer Zweifel. Der springende Punkt war das *Angebot von Forschungsmöglichkeiten durch finanzielle und sachliche Sicherstellung*. Über lange Zeiträume war dies in bescheidenem Maße und punktuell der Fall, so durch Dotationen für Akademiemitglieder, durch Embryonalformen von Forschungsinstituten in der Art der Sternwarte oder des chemischen Laboratoriums im 18. Jahrhundert, durch akademische Unternehmungen überwiegend sammelnden und editorischen Charakters seit dem 19. Jahrhundert, durch die Bildung akademischer Kommissionen zur wissenschaftlichen Betreuung derartiger Unternehmungen und die Anstellung wissenschaftlicher Beamter zu deren Organisation und Durchführung (1). Die auf diesem Wege bereitgestellten Kapazitäten waren insgesamt geringfügig. Der Wunsch, es

möge weitaus mehr sein, war immer latent vorhanden, und wenn die Umstände günstig schienen, brachte er sich in Form von Denkschriften und ähnlichen Initiativen vernehmlich in Erinnerung, zum letztenmal vor dem zweiten Weltkrieg mit einem massiven Reformkonzept in den Jahren der Weltwirtschaftskrise (2). Die in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und später in der DDR erfolgte Zuordnung von Forschungsinstituten zur Akademie konnte sich so auf ein starkes und traditionsreiches Bedürfnis stützen; sie war erwünscht, keineswegs oktroyiert. Auch die Berufung auf Leibniz war legitim, denn dessen Programm hatte die zu schaffende Akademie, modern formuliert, als *forschungsbasiertes Innovationszentrum des Landes* verstanden, das darauf zu achten habe, "wie nicht nur Curiosa, sondern auch Utilia ins Werk zu richten" (3) - ganz im Geiste des aufgeklärten Absolutismus.

Bekanntlich wurde der erste und zugleich entscheidende Schritt zur Demontage der aus der DDR überkommenen Akademiegestalt - die im Einigungsvertrag vorgesehene Lostrennung des Instruktenverbandes von der Gelehrten-gesellschaft - mit der Erwägung gerechtfertigt, die Zuordnung von Forschungsinstituten sei eine unnatürliche Fusion. In der Tat waren die anderen deutschen Akademien - auch die Leopoldina und die Sächsische Akademie der Wissenschaften, die sich auf dem Territorium der DDR befanden - diesem Organisationsmuster nicht gefolgt. Die faktischen Folgen der mit dem Einigungsvertrag ausgelösten Behandlung der Berliner Akademie (4) sind irreversibel. Über manche der damals bemühten Argumente hingegen ist die Geschichte schon jetzt hinweggegangen. Das Bild von der "Forschungswüste" gilt heute - erst wenige Jahre danach - als Musterbeispiel einer Fehleinschätzung; da braucht man gar nicht den Einspruch der Betroffenen heranzuziehen. Die Evaluationsgutachten des Wissenschaftsrates enthalten hinreichendes Material zur Widerlegung. Die damals vielstrapazierte Ansicht, die personelle Dimension der Akademie zeuge von einer übermäßigen Aufblähung des Wissenschaftspotentials der DDR im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung, ist statistisch nicht haltbar; in der DDR war zwar das statistische Verteilungsmuster der Wissenschaftlerpopulation ein anderes als in der Bundesrepublik Deutschland, aber die prozentualen Anteile der Wissenschaftler an der Wohnbevölkerung und an der Gesamtbeschäftigtenzahl unterschieden sich in den beiden deutschen Staaten kaum (5). Die Installierung einer großen Organisation für Grundlagenforschung mit einem wachsenden Anteil angewandter, industrienaher Arbeiten, wie sie in den Jahrzehnten der DDR an der Berliner Akademie betrieben wurde, kann keineswegs als erfolglos bezeichnet werden. Ein hinreichend unabhängiger Beleg dafür sind die bereits erwähnten Evaluationsgutachten des Wissenschaftsrates, die schließlich alles andere als Gefälligkeitsgutachten waren. Im Interesse eines

sachlichen Urteils über das Vergangene dürfen diese Gutachten nicht in Vergessenheit geraten (6).

Für unser Thema bedeutet die Möglichkeit, für die abgewickelte Akademie der Wissenschaften eine (mit Einschränkungen) positive Forschungsbilanz ziehen zu können, indes noch nicht viel. Sie würde allenfalls belegen, daß es nicht abwegig ist, Institute der Grundlagenforschung mit Akademien zu assoziieren, aber noch nichts darüber aussagen, ob eine solche Verknüpfung im Vergleich mit anderen denkbaren Institutionalisierungsformen irgendwelche Vorteile hat. In der Bundesrepublik Deutschland war die außeruniversitäre Grundlagenforschung bekanntlich prinzipiell andersartig institutionalisiert. Der Erfolg dieser Organisationsform steht außer Frage - dazu muß man nicht einmal die Liste der Nobelpreise als den spektakulärsten Beleg heranziehen. Sicher würde ein in die Details gehender Vergleich auch Gebiete aufweisen, in denen die Akademieforschung in der DDR den entsprechenden Forschungsarbeiten in der Bundesrepublik voraus war, ebenso wie sich Gebiete nennen lassen, in denen das Verhältnis genau umgekehrt war. Aber eine kritische Gesamteinschätzung käme bestenfalls - das wäre das günstigste denkbare Ergebnis - zu dem Fazit, daß außeruniversitäre Grundlagenforschung sowohl in Förderorganisationen von der Art der Max-Planck-Gesellschaft als auch in Forschungsakademien institutionalisiert sein kann, ohne daß der Unterschied der Institutionalfom irgendeine Relevanz für den Forschungsertrag besitzt. Eventuell ließe sich noch vermuten, daß die akademische Bindung im Vergleich mit anderen Trägerformen andersartige Forschungsrichtungen präferiert hat, aber für eine solche Annahme sehe ich bisher keinerlei Anhaltspunkte.

Man könnte sich nun zu dem Schluß veranlaßt sehen, daß die Verbindung mit einer akademischen Gelehrtenegesellschaft für den Betrieb von Grundlagenforschung keinerlei spezifische Bedeutung hat. Ehe man sich aber zu einem leichten und raschen Urteil entschließt, sollte man einen Augenblick innehalten und fragen, ob denn in der DDR tatsächlich beweiskräftig die Probe darauf gemacht worden ist, wie Forschungsinstitute funktionieren, die von einer hochrangigen Gelehrtenegesellschaft autonom gelenkt werden. Dabei geht es mir entscheidend um die geistige Führung; diese kann, muß aber nicht obligatorisch durch administrative Weisungskompetenz untersetzt sein. Ich wage die Annahme, daß eine solche Prüfung in der DDR nicht in einem Maße stattgefunden hat, das zur Begründung eines positiven oder eines negativen Urteils hinreicht. Soweit es dazu in der Nachkriegszeit Ansätze gegeben hat, wurden sie doch schon bald weitgehend paralyisiert durch die zielstrebig herbeigeführte Einbeziehung des gesamten Forschungsbetriebes in das zentralistische Leitungssystem der Gesellschaft, das über eine Hierarchie von wei-

sungsbefugten verantwortlichen Einzelleitern verwirklicht wurde. Der Prozeß der Einbeziehung verlief stufenweise und fand mit der Akademiereform 1968/69 seinen relativen Abschluß (7).

Die späten 40er und die 50er Jahre kann man in der Geschichte der Akademie gleichsam als die Zeit der ursprünglichen Akkumulation von Forschungskapazität ansehen; als aber eine "kritische Masse" von Instituten vorhanden und in regulären Gang gekommen war, da begann in den Fünfzigern auch schon die Hierarchisierung der staatlichen Forschungsleitung. Damit soll nicht behauptet werden, daß die hierarchische Leitung des Forschungsbetriebes etwa besonders rigide funktioniert hätte. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß sie zumindest im Bereich der akademischen Grundlagenforschung - freilich mit beträchtlichen Variationen, die dem persönlichen Format des jeweiligen "Einzelleiters" geschuldet waren - eher liberal gehandhabt wurde und dem einzelnen Wissenschaftler viel Freiraum bei der Bestimmung seiner Forschungsinhalte ließ; entscheidend war aber, daß der hierarchische Durchgriff der Leitung die Institute vom akademischen Diskurs in Plenum und Klassen der akademischen Gelehrten-gesellschaft weitgehend unabhängig machte. Die dem Amt des Akademiepräsidenten aufgeprägte Doppelrolle, einerseits gewähltes Haupt der durch geheime Wahlen ergänzten Gelehrten-gesellschaft, andererseits aber bevollmächtigter und verantwortlicher staatlicher Leiter des Instituteverbandes zu sein - eine Auslegung des Amtes, die in der Tat nicht der neueren Akademi-tradition entsprach -, mußte mit ihren verwaltungsstrukturellen Konsequenzen dazu führen, daß die Arbeit der Institute und die Arbeit der Gelehrten-gesellschaft im günstigsten Fall parallel zueinander und in gewissem Maße korreliert abliefen, insbesondere über die Akademiemitgliedschaft der Institutsdirektoren, die zweifellos gewisse Impulse in die Institute weitertrugen, und die in Klassen und Plenum stattfindenden Beratungen zur Neugründung und Umstrukturierung von Instituten.

Aber man wird auf keinen Fall behaupten können, die Institute hätten als *Problemlösungskapazität zur Prüfung und Umsetzung der im akademischen Diskurs entwickelten forschungsleitenden Ideen* fungiert. Dies aber wäre nach meiner Auffassung genau das gewesen, was unter einer Forschungsakademie zum Unterschied von einer bloßen institutionellen Kopplung von Gelehrten-gesellschaft und Instituteverband - verstanden werden müßte. Auch aus der Mitarbeiterperspektive, aus der ich die Akademie zwei Jahrzehnte lang gesehen habe, hatte man nicht den Eindruck, daß sich die Akademi-wirklichkeit in nennenswerter Nähe zu diesem Ideal befunden hätte. Die erfahrbare Wirklichkeit war vielmehr die einer Institute-gesamtheit, die auch in einem anderen forschungsorganisatorischen Gesamtrahmen auf ähnliche Weise hätte arbeiten können.

## 2. In welchem Maße und wie repräsentiert eine Akademie die Wissenschaft ihrer Zeit?

Die Frage, inwieweit akademisch lokalisierte Forschungskapazitäten mit einem spezifischen, von dem anderer Forschungsorganisationen qualitativ unterschiedenen Status möglich sind und inwieweit man sie, sofern sich hinreichend plausible Argumente für ihre Möglichkeit nennen lassen, auch anstreben sollte, ist also wiederum offen, wie sie es schon in langen Zeiträumen der Akademiegeschichte gewesen ist. Die Meinung, die DDR-Erfahrung hätte dagegen gesprochen, erscheint schon allein deshalb unbegründet, weil die damaligen forschungsorganisatorischen Rahmenbedingungen eine hinreichend deutliche Realisierung und Prüfung dieser Organisationsidee nicht zugelassen haben. Da die vorliegenden empirischen Instanzen offenkundig nicht ausreichen, um das Problem akademiespezifischer Forschung durch Analyse und Diskussion historisch praktizierter Beispiele mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft zu entscheiden, ist es erneut an das Forum *genereller wissenschaftsorganisatorischer Überlegungen* überwiesen. Julius Schuster bemerkte 1930 treffend, die Wissenschaft müsse auch in der Wissenschaftsorganisation der Akademie bereit sein, "ihre Voraussetzungen selbst zum Gegenstand der Kritik zu machen..." (8).

Dabei handelt es sich nicht in erster Linie und unmittelbar um eine Frage des Managements. Der Akademiegedanke selbst steht zur Diskussion, denn nur von ihm aus kann die Frage nach dieser oder jener organisatorischen Realisierungsform sinnvoll gestellt werden. Vom Entstehungsimpetus her steckt im Akademiegedanken ein *universaler Anspruch*, insbesondere, seitdem durch Leibniz - ein europäisches Novum (9) - die Wissenschaften von der Natur und die Wissenschaften vom Menschen in ein und derselben akademischen Vertretung verbunden waren. Der Anspruch, das *Ganze* der Wissenschaft (Wissenschaft im Singular) zu repräsentieren, übersetzte sich zwanglos in die Intention, im akademischen Raum die *Gesamtheit* aller Wissenschaften (Wissenschaften im Plural) zu pflegen. In einer Zeit, in der das disziplinäre Prinzip in der Wissenschaft noch schwach ausgeprägt war, erschien dieser Anspruch unproblematisch. Die Barrieren zwischen den verschiedenen Wissensgebieten waren noch niedrig und leicht zu übersteigen, vielseitige Wissenschaftler, die sich abwechselnd oder simultan auf verschiedenen Gebieten betätigten, waren der Regelfall, die Qualität des Universalgelehrten war für Persönlichkeiten von hoher Begabung erreichbar (10).

Zudem konnte man darauf vertrauen, daß die großen klassischen Systeme der Philosophie in der Lage sein würden, die Gesamtheit des verfügbaren Wissens überschaubar und verläßlich zu strukturieren und zu zentrieren.

Dieser native Zustand hielt nicht lange an. Zudem war der Universalitätsanspruch der Akademien von vornherein mit einer wesentlichen Schranke versehen. Auch dann, wenn Akademien (annähernd) alle Gebiete der zeitgenössischen Wissenschaft in ihrem Mitgliederbestand repräsentierten, waren sie doch keineswegs imstande, auch alle wesentlichen Bedingungen für die Erkenntnisentwicklung auf den betreffenden Gebieten bereitzustellen. Forschungsmöglichkeiten wurden fast inner nur punktuell gewährt. Im wesentlichen war man darauf angewiesen, daß die Akademiemitglieder für die Kosten ihrer wissenschaftlichen Arbeiten selbst aufkamen, sei es aus privaten Mitteln, sei es kraft ihrer Anstellung in Lehreinrichtungen oder in anderen Positionen. Was eine Akademie hingegen genuin, immer und für jedes ihrer Mitglieder gewährt, ist *Kommunikation*. Es verwundert einigermaßen, daß in der Literatur die Akademie als Institution nahezu automatisch mit Forschung assoziiert wird, während von Kommunikation selten explizit die Rede ist. Aber gerade diese bleibt die *eigentliche, ursprüngliche akademische Leistung*, an die weitere Funktionen nach Bedarf und Möglichkeit anschließen. Kommunikation und Forschung sind zwar nicht identisch, doch sie überschneiden sich. Keineswegs darf wissenschaftliche Kommunikation als ein nichtkreatives Phänomen betrachtet werden, das jenseits der Forschung liegt und sich auf die Zirkulation "fertiger" Ergebnisse beschränkt. Faßt man Erkennen als einen kulturellen Prozeß, dann ist evident, daß es grundsätzlich diskursive Gestalt haben muß, auch wenn die Diskursgemeinschaft bisweilen nur in Gestalt von Publikationen anderer Autoren um den Forscher versammelt und daher "unsichtbar" ist; moderne Laborforschung bringt die diskursive Natur dieses Unternehmens ohnehin unübersehbar zur Erscheinung (11).

Mit der im 18. Jahrhundert einsetzenden, im 19. Jahrhundert stürmisch voranschreitenden disziplinären Ausdifferenzierung der Wissenschaft traten bald Zustände ein, unter denen es praktisch unmöglich war, daß eine Akademie sämtliche zeitgenössisch vorhandenen Disziplinen auch nur mit einem einzigen Vertreter umfassen konnte. Den Eigenarten der Wissenschaftsentwicklung und der sukzessiven "Verwissenschaftlichung" verschiedener Sphären der gesellschaftlichen Erfahrung folgend, gestaltete es sich so, daß ganze Disziplinengruppen - etwa die technischen Wissenschaften, die Agrarwissenschaften, die Montanwissenschaften, bisweilen auch die medizinischen Wissenschaften - vor den Toren der Akademien blieben. Die statuarische oder wenigstens praktische Ausgrenzung von Disziplinen oder Disziplinengruppen war seither immer eine Achillesferse von Akademien, und halbherzige Versuche, hier Abhilfe zu schaffen (wie etwa mit der Einrichtung einiger Technikerstellen an der Berliner Akademie um die Jahrhundertwende) (12), machten das Defizit nur noch deutlicher. Wollte man unter diesen Umständen immer noch darauf bestehen, daß Akademien die Wissenschaft als ganze uni-

versal zu vertreten hätten, dann müßten dafür im geltenden Wissenschaftsverständnis geeignete Legitimationen gesucht oder geschaffen werden. Der Weg, der zur Bewältigung dieses Problems präferiert wurde, war die hierarchische Einteilung der Wissenschaften in grundlegende (fundamentale) und nicht-grundlegende, die ihrem kognitiven Status nach von den ersteren abgeleitet sein sollten; diese Scheidung war weniger auf theoriefundierte Klassifikationen gestützt als vielmehr unreflektiertes Moment des wissenschaftlichen Alltagsbewußtseins, aber deshalb hielt sie sich nur um so hartnäckiger. Häufig wurden auch noch die Prädikate "nicht-grundlegend" und "angewandt" identifiziert, obwohl sie unterschiedliche Richtungen der Spezifikation von Wissen bezeichnen, so daß die Akademiewürdigkeit praxisbezogener Wissenschaftsgebiete ständig in Zweifel stand. Generell war unterstellt, daß eine Akademie, wenn sie sich mit den "grundlegenden" Disziplinen befaßte, über die zu diesen bestehende kognitive Abhängigkeitsbeziehung auch die nicht-grundlegenden automatisch mit im Blick hatte und so ungeachtet eingeschränkter personeller Repräsentanz des Disziplinenensembles der akademische Universalitätsanspruch dennoch nicht aufgegeben zu werden brauchte.

Die hier skizzierte Position war indes schwach und leicht kritisierbar. In dem Maße, in dem ein Wissenschaftsgebiet fundamentalen Status annahm, bildete es in sich selbst eine Schichtung von "Fundamentalem" und "Angewandtem" aus, und zwar überall, auch in den praxis- und insbesondere techniknahen Zweigen. Das "Fundamentale" war das theoretische und methodische Rückgrat, das eine Disziplin zusammenhielt, das "Angewandte" der vielgestaltige Bereich, in dem empirische Phänomene mit Hilfe jenes Gerüsts exploriert, erklärt oder konstruiert wurden, darunter auch solche, die für praktische Zwecke von Belang waren. So war gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr zu bestreiten, daß auch die technischen Wissenschaften Grundlagenbereiche hatten, die spezifisch technikwissenschaftlichen Charakter aufwiesen und nicht einfach mit jenen naturwissenschaftlichen Disziplinen identisch waren, auf die sie zurückgriffen (13).

Wenn man unter diesen Bedingungen die Wissenschaften nun immer noch in grundlegende und nicht-grundlegende gliedern wollte, dann war das am ehesten mit Hilfe eines fundamentalontologischen Prinzips möglich, das im Sein selbst Schichten unterschied. In jener Variante des Marxismus, die in der frühen DDR (zumindest im theoretischen Umgang mit der Naturwissenschaft) bevorzugt wurde, war ein solches fundamentalontologisches Prinzip die Einteilung der "Bewegungsformen der Materie" nach F.Engels, wobei die "höheren" strukturell Komposita aus Elementen niederer Niveaus darstellen und zugleich in einem realen kosmischen Entwicklungsprozeß genetisch aus

diesen hervorgegangen sein sollten. Weithin verbreitet, auch außerhalb des Marxismus, war die Überzeugung, die Physik sei die Grundlage aller Wissenschaften, weil sie sich mit der elementaren Basisschicht der Materie befasse. In methodologischer Wendung entsprach dem das Postulat, die klassische Physik (oder allgemeiner: die Naturwissenschaft) sei das verbindliche Paradigma der Wissenschaftlichkeit. Andere Erfahrungsbereiche würden nur in dem Maße in die Sphäre der Wissenschaft einbezogen, in dem jenes paradigmatische Vorgehen - Betrachtung des jeweiligen Gegenstandes unter der Form des bloßen Objekts, messende Empirie, mathematische Bearbeitung der Daten, Auffinden objektiver Gesetze - auch dort realisiert wird.

Die "fundamentalistische" Sicht stellt jedoch ein sehr einseitiges und im Grunde obsoletes Bild der Wissenschaft dar. Betrachtet man die Wissenschaften nicht als Instanzen, die über die Welt an sich unbedingte Auskünfte geben, als wären sie in einer transzendenten Sphäre angesiedelt, sondern als Modi des theoretischen oder theoriebezogenen Verhaltens des Menschen zur Welt, dann verschwindet jegliche kognitive Privilegierung irgendeiner Disziplinengruppe, insbesondere der Physik oder der Naturwissenschaften überhaupt (14). Im Grunde hat die Akademie schon in ihren Ursprüngen, als sie neben den Wissenschaften von der Natur auch die Wissenschaften vom Menschen aufnahm, ein "nichtfundamentalistisches" Prinzip institutionalisiert, denn keine der beiden Disziplinengruppen ist im Vergleich mit der anderen die grundlegendere, keine ist auf die andere reduzierbar. Das ist kein schlichtes Toleranzpostulat, um Rangstreitigkeiten aus dem Weg zu gehen, sondern die erkenntnistheoretisch begründbare Anerkennung der zwischen beiden in ihrem Zugriff auf die Realität bestehenden Unterschiede.

So viel die Wissenschaften vom Menschen unstreitig von den Naturwissenschaften gelernt und übernommen haben und dies auch weiterhin tun - überall dort, wo sie mit dem geistigen Dasein des Menschen zu tun haben (und unter Absehen davon wäre die Spezifik des Menschseins nirgends faßbar), da müssen sie auf geisteswissenschaftliche Art vorgehen (15). Der hermeneutische Zugriff ist hier irreduzibel; keinerlei "objektive Methode" kann dem Forscher ersparen, teilnehmend und kommunizierend zu verstehen, was Menschen vor ihm geschrieben haben - und alle objektivierenden Verfahren, die er dabei anwenden kann, sind demgegenüber sekundär und dienen dazu, das Verstehen zu disziplinieren und das dabei mögliche Belieben zurückzudrängen; ersetzen können sie es nicht. Wenn es um die Erforschung des Menschen und seiner Kultur geht, dann hat die Analogie zu den Forschungsmethoden der Naturwissenschaften, deren Beruf es ist, eine sprachlose Realität unserer Erkenntnis verfügbar zu machen, ihre Grenzen. Es dürfte heute weithin akzeptiert werden, wenn man die Wissenschaften von der Natur und die Wissen-



schaften vom Menschen als selbständige, gleichberechtigte Wissenschaftstypen kennzeichnet. Konsequenterweise müßte man dann auch weitere Wissenschaftstypen anerkennen, die auf keinen dieser beiden reduzierbar sind und je eigene Formen von Fundamentalität ausprägen, beispielsweise die mathematischen Wissenschaften oder die Technikwissenschaften.

### **3. Universalität versus kommunikative Überschaubarkeit: potentielle Diversifizierung der Akademien**

Das Plenum einer akademischen Gelehrten-gesellschaft kann - unabhängig davon, ob das Statut eine feste Mitgliederzahl vorschreibt oder nicht - nicht beliebig groß werden, wenn nicht der Vorzug der kommunikativen Überschaubarkeit verlorengehen und das aus Parlamenten bekannte Phänomen der schweigenden "Hinterbänkler" auftreten soll. Wenn es sich nun herausstellt, daß die Zahl der Wissenschaftsdisziplinen mit Fundamentalitätsanspruch größer ist als die Zahl der Personen, die in einer Akademie Aufnahme finden können, dann liegt auf der Hand, daß das weiter oben charakterisierte Universalitätspostulat für eine einzelne Akademie nicht mehr einlösbar ist. Dieser kritische Punkt scheint heute bereits überschritten zu sein. Polydisziplinarität ist möglich und wünschenswert, Universalität ist nicht mehr realisierbar. Es kann nicht mehr die universale Akademie geben, so wie es auch nicht mehr die universale Universität gibt (der ursprüngliche Sinn des Wortes bleibt auf der Strecke), auf der schlechthin alle Fächer vertreten sind und studiert werden können. Universalität ist dann, ähnlich wie bei den Universitäten, nur noch durch eine - gleichsam postmoderne - *Mehrzahl von Akademien* zu erreichen, in denen die Totalität der Wissenschaft in je unterschiedlichen (und vielleicht auch weitgehend dem Zufall überlassenen) polydisziplinären Kombinationen personell repräsentiert ist. Folgt man dieser Überlegung, dann hat man keine Schwierigkeit, in einer großen Wissenschaftsmetropole mehreren Akademien ein Lebensrecht zuzubilligen, wie es ja auch vielfach praktiziert und kaum mehr angefochten wird, daß es in einer solchen Metropole mehrere Universitäten gibt.

Die bereits weiter oben getroffene elementare Feststellung, daß die ursprüngliche und grundlegende Leistung von Akademien in der Gewährleistung von forschungsbezogener Kommunikation besteht, kann an dieser Stelle wieder aufgenommen und weitergeführt werden. Für wissenschaftliche Kommunikation gibt es die verschiedensten Foren. Lassen sich irgendwelche Spezifika nennen, die Akademien gegenüber anderen Kommunikationsgremien auszeichnen? Erst in Bezug auf solche eventuell vorhandenen Spezifika wird man sinnvoll von akademiespezifischer Forschung reden können. Das auffallendste Charakteristikum des akademischen Diskurses ist seine prinzipielle

*Polydisziplinarität.* Der Akademiker hat zwar - zumal in den Klassen - auch mit unmittelbaren Fachkollegen zu tun. Was aber die Akademie besonders auszeichnet, ist die Möglichkeit des Umgangs mit Fachfremden, mit Kollegen aus von der eigenen vielleicht sehr weit entfernten Disziplinen. Damit eine solche Kommunikation überhaupt zustandekommt, ist zweierlei verlangt: ein Nachgeben im Maßstab disziplinärer Strenge und Explizieren disziplinärer Selbstverständlichkeiten, die im Gespräch mit Kollegen des eigenen Faches gar nicht mehr erwähnt werden. Besonders das letztere kann für denjenigen, der sich dieser Mühe unterzieht, von erheblichem heuristischen Wert sein, denn die Sicherheiten, die Gewöhnung schafft, können sich durchaus als trügerisch erweisen. Die beiden genannten Desiderate gelten im Prinzip auch für die Hinwendung zu einem Laienpublikum, doch in der akademischen Kommunikation, deren Teilnehmer sämtlich hochrangige Wissenschaftler sind, gibt es einen Laienstatus jeweils nur im Verhältnis zu bestimmten Disziplinen, nicht im Verhältnis zur Wissenschaft überhaupt. Daher lassen sich schon bestimmte Themenfelder benennen, für deren Behandlung der akademische Diskurs besonders geeignet ist. Auf der einen Seite sind es allgemeinwissenschaftliche Fragen, die mehr oder minder alle Disziplinen angehen, Fragen erkenntnistheoretischer, methodologischer, wissenschaftssoziologischer und wissenschaftsethischer Selbstreflexion, des sozialen Status und der sozialen Verantwortung der Wissenschaft, auf der anderen Seite neu auftretende Probleme wissenschaftlichen oder praktischen Ursprungs, die in keine der bis dahin eingeführten disziplinären "Schubladen" passen, das Zusammenspiel verschiedener etablierter Disziplinen auf bislang ungebahnten Wegen verlangen und eventuell zu Keimzellen für die Herausbildung neuer Gebiete werden können.

Der Mitgliederbestand von Akademien rekrutiert sich gewöhnlich aus Wissenschaftlern mit anerkannt guter Forschungsleistung. Akademien sind keine Orte für Neueinsteiger, sie verstehen sich als polydisziplinäre Diskursgemeinschaften, die die Wissenschaft ihrer Zeit auf einem hohen Niveau repräsentieren. Der Selektionsmechanismus der Zuwahl wirkt als Niveau-garantie, doch er schafft zugleich ein ernstzunehmendes Problem. In der Regel - und sie wird von Ausnahmen nur bestätigt - erfolgt die Zuwahl eines Wissenschaftlers erst dann, wenn ein wesentlicher Teil seiner Lebensleistung nicht nur vollbracht, sondern in der Fachwelt auch anerkannt ist, darüberhinaus häufig (je nach den Festlegungen des geltenden Status) auch erst dann, wenn eine Mitgliedsstelle oder gar eine passende disziplinäre Fachstelle frei ist. Zwischen vollbrachter Leistung und disziplinärer Anerkennung, zwischen Konsens über die Akademiewürdigkeit eines Kandidaten und Verfügbarkeit einer Stelle klaffen oft beträchtliche Zeitlücken, so daß eine Zuwahl erst gegen Ende des Berufslebens keine Seltenheit darstellt. Daher neigen Akade-

des Generationswechsels in der Wissenschaft mit ihren produktiven Konflikten, wie man sie an einer Universität unmittelbar erfährt, von sich fernzuhalten. Darin liegt eine nicht zu unterschätzende Gefahr möglicher Erstarrung, die durch ein reges wissenschaftliches Leben verdeckt wird. In Akademien wird anspruchsvoll debattiert, doch es sind gewöhnlich die Themen ihrer Mitgliedergeneration, die zur Verhandlung stehen. Die Herausgeber des 1930 erschienenen repräsentativen Übersichtswerkes "Forschungsinstitute" - Ludolf Brauer, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy und Adolf Meyer(-Abich) - schrieben in ihrem Vorwort: "Im Laufe der Zeit traten die Akademien unter der übermächtigen Entwicklung der Hochschulen mehr und mehr in den Hintergrund. Es fehlte ihnen vielfach der jugendliche Nachwuchs. Eine Verjüngung derselben wäre aber besonders in jetziger Zeit zu erhoffen, um der dringend nötigen lebhafteren Einstellung gegenüber der fortschreitenden geistigen Entwicklung unserer Zeit zu entsprechen..." (16). Wenn es zutrifft, daß Wissenschaftler ihre zukunftsreichsten Ideen mit größter Wahrscheinlichkeit vor Vollendung des vierzigsten Lebensjahres haben, dann vollziehen sich Geburt und Selbstbehauptung wesentlich neuer Ansätze in der Wissenschaft aus strukturellen Gründen weitgehend außerhalb der Akademien. Deshalb können Akademien schon sehr viel für die Wissenschaftsentwicklung tun, wenn sie solche Ansätze relativ früh erkennen, tolerant annehmen und sich mit ihrer Autorität dafür aussprechen, ihnen institutionelle Chancen zu gewähren; in der Berliner Akademie beispielsweise war es in früherer Zeit keine Seltenheit, daß Akademiemitglieder Abhandlungen aus der Feder aussichtsreicher junger Wissenschaftler im akademischen Kreis vortrugen und sich so zu deren Sprechern machten. Nichtsdestoweniger werden die Akademien durch ihre strukturelle Distanz zu den Embryonalstadien kognitiver Innovationen im Strom der Wissenschaftsentwicklung tendenziell marginalisiert. Der sicherste Weg, dieser Tendenz entgegenzuwirken, bestände in einer Änderung der Zuwahlpolitik derart, daß sich unter den Akademiemitgliedern stets ein beträchtlicher Anteil von jungen Wissenschaftlern in den Dreißigern befindet; das ist freilich nur möglich, wenn die Akademien davon abgehen, die Mitgliedschaft im wesentlichen als Anerkennung für in den Grundzügen fertige Lebensleistungen zu verleihen.

#### **4. Der polydisziplinäre Diskurs als Auslöser akademiespezifischer Forschung**

Wir können nun die Frage erneut aufgreifen, ob es Typen von Forschungen geben könnte, die durch ihre inhaltliche Verknüpfung mit dem akademischen Diskurs in ein für sie besonders günstiges geistiges Klima geraten und dadurch exzeptionell gefördert würden. Gemeint ist damit nicht - ich wiederhole

es - die Forschungstätigkeit der Akademiemitglieder selbst, die sie kraft ihrer beruflichen Zugehörigkeit zu anderen wissenschaftlichen Institutionen oder auch als Privatiers ausüben, sondern die reguläre Zuordnung von Forschungskapazitäten zu akademischen Gelehrtenesellschaften, die für befristete oder unbefristete Zeiträume erfolgen kann. In der DDR, ähnlich wie auch in der UdSSR, war Grundlagenforschung - teilweise in institutionell ausdifferenzierter Verbindung mit angewandter Forschung - in großem Umfang an Akademien etabliert worden. Dabei handelte es sich überwiegend um Grundlagenforschung vom üblichen, regulären Typus, die im Rahmen einzelner Disziplinen oder in Verbänden benachbarter und traditionell korrelierter Fachgebiete stattfand. Wie man in Vergleichen sieht, sind derartige Forschungen ohne weiteres auch in Organisationen von der Art der Max-Planck-Gesellschaft oder in noch lockerer organisierten Verbänden wie den Blaue-Liste-Instituten möglich, ohne daß besondere Vorzüge der akademischen Anbindung erkennbar wären. Bestenfalls wird man vielleicht sagen können, sie könnten ebensogut im akademischen Kontext wie in anderen Formen institutionalisiert werden.

Eine sehr viel ältere Form akademischer Forschung sind die großen Sammelunternehmen, wie sie, beginnend mit Boeckhs griechischem Inschriftenwerk, in Berlin während des vergangenen Jahrhunderts zahlreich begründet worden sind. Sie standen unter der wissenschaftlichen Oberaufsicht von Kommissionen, die von der Akademie eingesetzt worden waren, und partizipierten insofern durchaus an der Kompetenz der Gelehrtenesellschaft. Es ist nicht ohne weiteres möglich, diese Unternehmungen, die ganz unterschiedlich angelegt waren, einem bestimmten Forschungstypus zuzuordnen. In der Regel waren sie auf den Enthusiasmus vieler freiwilliger Mitarbeiter an verschiedenen Orten angewiesen; es war ganz undenkbar, daß die Akademie ihren realen Aufwand hätte finanzieren können. Aber die Akademie fungierte als inspirierendes und organisierendes Zentrum, und insofern waren diese Unternehmungen - zieht man die Zeit ihres erstmaligen Auftretens in der akademischen Arena in Betracht - eine wichtige Probe- und Keimform moderner Forschungsorganisation, geschaffen in einer Periode, in der es eigentliche Forschungsinstitute noch kaum gab. Inwieweit sie von den oben erörterten Eigenarten des akademischen Diskurses Nutzen zogen, wird man ohne detaillierte Untersuchung kaum sagen können. Insgesamt scheint es, daß sie jeweils auf einzelne Disziplinen, allenfalls auf kleine Gruppen verwandter Disziplinen bezogen waren; disziplinäre Grenzüberschreitung dürfte kaum ihr Prinzip gewesen sein. Als Derivate dieser Unternehmungen wird man jene noch heute betriebenen Langzeitvorhaben ansehen dürfen, mit denen bei den Akademien angestellte Wissenschaftler betraut sind und deren Gegenstand - im weitesten Sinne des Wortes - die jeweilige akademische Tradition selbst

ist - Akademiegeschichte, Editionen von Werken und Nachlässen bedeutender Akademiemitglieder usw. Diese Vorhaben sind gewiß akademiespezifisch insofern, als die Vergangenheit der Akademie ihre Sujets liefert, aber sie lassen sich schwerlich als ein besonderer Forschungstyp charakterisieren, denn jede bedeutende Wissenschaftsinstitution könnte sich in vergleichbarer Weise ihrer eigenen Geschichte zuwenden, und vor allem Universitäten - wenigstens unter dem Druck von Jubiläen - pflegen dies auch zu tun.

Es bleibt also weiterhin zu bedenken, welche Forschungen in unverwechselbarer Weise an die Eigenart des akademischen Diskurses anknüpfen könnten; die eben genannten Formen sind es jedenfalls nicht. Nach meiner Auffassung könnte hier die Frage weiterhelfen, inwieweit Wissenschaft heute noch ein Ganzes ist und als solches in der öffentlichen Wahrnehmung in Erscheinung tritt. Wer nur ihre disziplinäre Daseinsweise im Auge hat, könnte leicht zu der Ansicht gelangen, der Terminus "Wissenschaft" sei nichts weiter als ein konventioneller Sammelname für die Menge aller Disziplinen, von Ganzheit könne keine Rede sein. Gewiß ist eine theoretische Generalsynthese weder vorhanden noch in Sicht, vermutlich auch nicht erstrebenswert und nicht möglich. Nichtsdestoweniger ist die Ganzheit der Wissenschaft auch heute eine Realität - keine theoretische, wohl aber eine diskursive, und der akademische Diskurs, sofern er seine unersetzliche Eigenart voll ausbildet, kann als eine der ausgeprägtesten Erscheinungsformen dieser Realität angesehen werden.

Was kann aus diesem Diskurs über die disziplinären Beiträge hinaus, die ihre Begründung und Rechtfertigung mit den ausgefeiltesten methodischen Mitteln der einzelnen Disziplinen erfahren, an Erkenntnis hervorgehen? Offenbar kann solche Erkenntnis, soweit sie überhaupt möglich ist, nicht die Stabilität und Exaktheit geprüften disziplinären Wissens haben. Aber zwischen dem exakten disziplinären Wissen und dem Nichtwissen erstreckt sich eine breite Übergangszone schwächer konturierter Erkenntnis, deren die Gesellschaft zur ungefähren Orientierung des ununterbrochen zu vollziehenden und hochgradig unbestimmten Übergangs von der Gegenwart in die Zukunft um so dringlicher bedarf, je komplexer und dynamischer sie ist. In neuerer Zeit hat sich für diese Schicht der Erkenntnis der Terminus "*Orientierungswissen*" eingebürgert. So hieß es zu den Leitvorstellungen der Forschungs- und Technologiepolitik der Bundesregierung im Bundesforschungsbericht 1984 unter anderem: "Die ursprüngliche emanzipatorische Funktion der Forschung ist in unserer freiheitlichen Gesellschaft allmählich in den Hintergrund getreten, obwohl Mythen - in säkularisiertem Gewand -, Ideologien und Halbwissen keineswegs verschwunden sind. Um so wichtiger... ist die Forschung für die heutige Gesellschaft und auch für den einzelnen als Quelle von kultu-

rellem (z.B. historischem), wirtschaftlichem und sozialem *Orientierungswissen*, mit allen Irrtümern, die ein nie wirklich endender Forschungsprozeß mit sich bringt. In einem engeren Sinn sind unter Orientierungswissen Hilfen der Wissenschaft für die gedankliche Durchdringung heutiger gesellschaftlicher Probleme als Vorbedingung für sachgemäße, möglichst widerspruchsfreie Problemlösungen zu verstehen, bis hin zur Technikfolgenabschätzung" (17). Die Wissenschaft kann sich natürlich vornehm von dieser Sphäre zurückhalten; jeder kennt Situationen, in denen Wissenschaftler, stolz auf das von ihnen souverän beherrschte komplizierte methodische Instrumentarium ihrer Disziplin, zu solchen Fragen erklären, sie könnten dazu nichts sagen, dies sei Philosophie und keine Wissenschaft. Die Konsequenzen dieses wissenschaftlichen Purismus sind zweifach.

Für die Gesellschaft bedeuten sie, daß diese Sphäre der Erkenntnis - die ja angesichts ihrer funktionellen Unentbehrlichkeit keineswegs ausstirbt, wenn sich die Wissenschaft ihr versagt - ganz und gar der Ideologieproduktion von Interessentengruppen außerhalb der Wissenschaft überlassen bleibt, und das heißt, daß die hier generierten Ansichten jedenfalls weniger verlässlich und fundiert sind, als sie bei engagierter Teilnahme der Wissenschaftler sein könnten. Zugespißt gesagt: In die Räume, die die Wissenschaft kampfflos aufgibt, ziehen Scientologie und Esoterik ein. Man darf nicht vergessen, daß sich die Politik, die den Übergang in eine ungewisse Zukunft gesellschaftlich vermitteln muß, nur aus dem Ideenpool des Orientierungswissens bedienen kann, der tatsächlich vorhanden ist (18).

Für die Wissenschaft bedeutet die Teilnahme an der Produktion von Orientierungswissen, daß sie sich in weit höherem Grade auf das Risiko der Fehlbarkeit einläßt, als sie es mit dem generell hypothetischen Status ihres theoretischen Wissens auf anerkannte und methodisch kontrollierte Weise ohnehin tut. Der konservative Ausweg wäre, dieses Risiko überhaupt zu meiden. Es ist einsichtig, daß viele Wissenschaftler diesen Weg zu gehen suchen, weil er mit dem tief eingewurzelten Grundkanon der Wissenschaftlichkeit harmoniert. Aber dieser Kanon entstammt einer Zeit, in der die Gesellschaftsentwicklung nur in geringem Maße wissenschaftsabhängig war. Ihm auch heute unverändert zu folgen ist äquivalent damit, daß sich die Wissenschaft dem bekannten Phänomen der gesellschaftlichen Ambivalenz ihrer "harten" Resultate ungeschützt aussetzt. Das exakte Wissen generiert Techniken und technikanaloge Routinen des menschlichen Handelns, die an sich wertneutral sind und gerade deshalb im Prinzip gleichermaßen für ethisch vortreffliche wie für ethisch bedenkliche Zwecke eingesetzt werden können. Wenn sich Wissenschaftler auch zu den Zwecken äußern und mögliche Folgen bestehender oder denkbarer Situationen erörtern, dann verlassen sie naturgemäß

die Sphäre wertfreier Neutralität, denken über geltende Werte nach, reflektieren selbst werthalt und entfernen sich so in der Sicherheit ihrer Urteile weit von den Standards, die für die Produktion exakten Wissens gelten. Dennoch ist das, was von Seiten der Wissenschaft dazu gesagt werden kann, in der Regel immer noch bedeutend verlässlicher als die Erwägungen, die außerhalb wissenschaftlicher Kreise angestellt werden und deren Autoren sowohl die methodischen Skrupel als auch die Scheu im Zugriff auf die Massenmedien, die Wissenschaftler im allgemeinen auszeichnen, meist sehr fern liegen. Wissen dieser Art, das sich im Vorfeld des exakt Begründbaren bewegt, ist am ehesten dadurch zu validieren, daß die betreffenden Themen aus der Sicht möglichst vieler verschiedener disziplinärer Kompetenzen erwogen werden. Mit anderen Worten: Der polydisziplinäre akademische Diskurs ist der ideale Ort, um auf verantwortungsbewußte Weise Orientierungswissen zu produzieren, das zu den großen Lebensfragen von Gesellschaft und Wissenschaft Stellung bezieht. Die Gestalt dieses Wissens ist am ehesten als *Übergangsform von Theorie und philosophischer Reflexion* zu beschreiben. Es gerinnt nicht zu sicheren Rezepten, sondern ist Empfehlung und Material zum Nachdenken, das sich an Wissenschaftler aller Disziplinen, an politische Akteure der verschiedensten Lager und überhaupt an Menschen wachen Sinnes wendet, die ihre Zeit für zu problemgeladen halten, um gedankenlos in den Tag hineinleben zu wollen.

Zu diesem Problemkreis, dessen Konturen sich keineswegs so klar angeben lassen wie die Gegenstände der etablierten Disziplinen, gehören im Grunde alle möglichen Variationen zum Generalthema "Wissenschaft und Menschheit". Es ist nicht besonders schmeichelhaft für die Akademien, daß nicht sie die Vorreiter bei der Erörterung der globalökologischen Problematik waren - einer Problematik von schicksalhafter Dimension, für deren Behandlung mehr als zwei Jahrzehnte entscheidende Impulse vom Club of Rome ausgingen und die nun zumindest in Teilabschnitten so weit ausgereift ist, daß sie an "normale", fest strukturierte Forschungsinstitute überwiesen werden kann. Dieses Themengebiet, zu dessen Bearbeitung die (ohne Computertechnik gar nicht denkbaren) methodischen Instrumente des globalen Monitoring und der globalen Modellierung entwickelt worden sind, ist insgesamt instruktiv für die Kennzeichnung des hier intendierten Forschungstyps (19). Es geht dabei nämlich keineswegs nur um den Meinungs austausch hochklassiger Expertenteams, sondern auch um die Ausführung teilweise sehr aufwendiger empirischer Arbeiten, deren Problemstellungen sich aus dem Expertendiskurs ergeben und deren Problemlösungen wieder in ihn einfließen. Wenn sich eine Akademie solcher Themen annimmt, dann müßte sie auch die Möglichkeit haben, dazu Forschungskapazitäten im jeweils benötigten Umfang und für die benötigte Zeit zu bilden. Denkbar ist durchaus eine Arbeitsweise von Aka-

demien, die sich im wesentlichen auf solche problembezogen für begrenzte Zeiträume geschaffenen Forschungspotentiale stützt. Solche Potentiale müßten nicht notwendig in jedem Fall wieder aufgelöst werden, sondern könnten, falls ihre Arbeit in stabile protodisziplinäre Bahnen mündet, in einem bestimmten Reifestadium aus der akademischen Forschungsgemeinschaft ausscheiden und in einen anderen universitären oder außeruniversitären organisatorischen Kontext überführt werden. Damit dies denkmöglich wird, müßte man freilich das ganze wissenschaftliche Institutionennetz in einer Art Humboldtscher Gesamtperspektive sehen, statt überwiegend aus institutions-egoistischer Sicht zu urteilen.

Eng verwandt mit den globalen Themen sind Arbeiten mit Assessment-Profil, deren Prototyp die heute weithin anerkannte Technikfolgenabschätzung war. Jedes bedeutende Feld gesellschaftlicher Innovation bedarf prospektiv, begleitend und retrospektiv des Ab tastens auf seine Haupt- und Nebenwirkungen, seine unmittelbaren und seine langfristigen Folgen, seine direkten und seine indirekten Effekte. Es gibt wohl kaum ein Gebiet des zeitgenössischen Wissens, das davon nicht berührt wäre. Solche zwar mit großer Leidenschaft, aber bedauerlicherweise vorwiegend außerhalb des akademischen Raumes diskutierten Felder wie "Gentechnik und Gesellschaft" oder "Folgen der Mediatisierung und Computerisierung der menschlichen Lebensweise" veranschaulichen dies sofort, doch es wäre Aufgabe des akademischen Diskurses, Probleme dieser Art nicht erst dann aufzugreifen, wenn sie in den Schlagzeilen sind, sondern sie bereits zu diagnostizieren, wenn sie sich, von der Öffentlichkeit unbemerkt, gerade erst andeuten, und erste Maßnahmen zu ihrer wissenschaftlichen Durchleuchtung zu veranlassen.

Eine weitere Gruppe von Themen, die an Akademien einen günstigen Ort der Erwägung finden, betrifft "Wachstumszonen", die sich an Grenzflächen innerhalb des Gefüges der etablierten Disziplinen eröffnen.<sup>(20)</sup> Von den bisher angedeuteten Feldern, die von der Praxis des gesellschaftlichen Lebens nahegelegt werden, unterscheiden sie sich eher genetisch durch ihre innerwissenschaftliche Herkunft als inhaltlich. Wo Vertreter unterschiedlicher Disziplinen regelmäßig zusammenkommen und durch die Kontinuität des akademischen Lebens miteinander hinreichend vertraut sind, sollte es leichtfallen, aufkommende Themen zu identifizieren, die sich nicht in herkömmliche disziplinäre Schubladen zwängen und daher im etablierten Institutionennetz nicht angemessen unterbringen lassen. Manche von ihnen könnten sich dabei als Embryonen werdender Disziplinen erweisen. Akademien müßten die Möglichkeit haben, solche Gebiete, deren Perspektiven in der Frühphase niemand sicher abschätzen kann, durch die Bildung von Arbeitsgruppen mit unkonventioneller polydisziplinärer Zusammensetzung probeweise zu in-



stitutionalisieren. Diese interessante Intention wurde seinerzeit mit der Gründung der Westberliner Akademie der Wissenschaften verfolgt; es steht zu erwarten, daß die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften dieses Arbeitsprinzip zumindest in gewissem Maße übernehmen wird. Schon 1930 gab es Befürworter einer solchen Arbeitsweise der Akademien: "Die Akademien sollten es sich vorbehalten, Gelehrtengruppen zu zusammenhängenden Forschungsaufgaben heranzuziehen, weitschauende Probleme aufzunehmen und durch Gemeinschaftsarbeit zu fördern. Sie sollten ferner die Erfüllung von Aufgaben durchsetzen, die für das Ansehen des Volkes Bedeutung haben" (21).

Selten bietet die Geschichte der Wissenschaft so deutliche Lehren dar, wie es hier der Fall ist. Die größte Innovationsschwäche des insgesamt erfolgreichen deutschen Systems der Wissenschaftsorganisation besteht seit dem vorigen Jahrhundert darin, daß leitende Positionen vorwiegend an herausragende Vertreter *etablierter Gebiete* vergeben werden; gerade solche Persönlichkeiten sind es auch, die man mit der Bildung neuer Einrichtungen zu betrauen pflegt. *Aufkommende Gebiete*, die noch nicht allgemein anerkannt sind, setzen sich daher schwer durch, sie erhalten viel zu spät Ordinariate und Forschungsinstitute; die Konkurrenz um die stets knappen Wissenschaftsmittel, in der die Etablierten aus den verschiedensten Gründen bevorteilt sind, tut ein übriges, die Chancen der Neulinge zu drücken. Dabei werden systematisch Entwicklungsvorteile verschenkt. Normalerweise verursacht die frühe Etablierung eines gerade erst entstehenden Gebietes nur geringe Kosten; daher ist auch im Mißerfolgsfall das finanzielle Risiko vergleichsweise gering, während im Erfolgsfall ein Vorsprung gewonnen werden kann, der von Spätkompetitoren nur schwierig wettzumachen ist. Die in Deutschland realisierten Formen der Wissenschaftsorganisation (das möchte ich auch für die beiden deutschen Staaten in den Jahren der Spaltung behaupten) waren selten flexibel genug, um diesem einfachen Desiderat nachzukommen. Das Ordinarienprinzip der Universitäten, das Fachstellenprinzip der Akademien sind sinnfälliger Ausdruck dieses strukturellen Konservatismus. Zwei Beispielfälle, die schon lange Geschichte sind, mögen dies illustrieren. Sowohl in der Soziologie als auch in der Biochemie - zweier im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts entstandener Gebiete von, wie wir heute wissen, enormer Zukunftsbedeutung - waren die wissenschaftlichen Voraussetzungen im wilhelminischen Deutschland erstklassig; der inhaltliche Widerstand der etablierten Disziplinen gegen eine frühe und entschlossene Institutionalisierung dieser neuen Gebiete hat in so großem Maß Entwicklungsmöglichkeiten verspielt, daß auf beiden Feldern der Übergang der wissenschaftlichen Führung an die USA so gut wie unvermeidlich war. Akademien, deren Arbeit geradezu darauf angelegt wäre, das rezente Netz der wissenschaftlichen Diszi-

plinen wieder und wieder auf Keime neuer Gebiete zu durchmustern, könnten viel dazu beitragen, solche vermeidbaren Verluste zu minimieren.

Diese skizzenhafte Betrachtung (sorgfältigere Überlegungen würden zweifellos weitere einschlägige Arbeitsrichtungen namhaft machen) reicht nach meiner Ansicht bereits aus, um die Frage nach der Möglichkeit von Forschungen, die vom polydisziplinären akademischen Diskurs ausgehen und in dieser Bezugnahme einen idealen geistigen Nährboden finden, positiv zu beantworten. Der Gedanke der *Forschungsakademie* ist keineswegs obsolet, sondern aktueller denn je. Eine solche Akademie müßte unvergleichlich flexibler strukturiert sein, als es die Akademie der Wissenschaften der DDR gewesen ist, sie hätte ihr Betätigungsfeld betont an den geistigen Wachstumspunkten der Wissenschaft und im Bereich ihrer gesellschaftlichen Wahrnehmung, Rezeption und Regulation und würde sich damit selbst im entwicklungsintensiven, risikoreichen Vorfeld des Erkenntnisfortschritts placieren. Das wäre in der Tat eine nichttraditionelle Rolle für eine Akademie. Um sie sinnvoll auszufüllen, müßte sie vielleicht nicht unbedingt über feste Forschungsinstitute verfügen, wohl aber über die Möglichkeit, nach Bedarf zeitweilige Forschungseinrichtungen - gegebenenfalls von beträchtlichem Umfang - zu bilden und so lange zu behalten, wie sie sich in produktiver Wechselwirkung mit dem akademischen Diskurs entwickeln. Es versteht sich, daß eine solche Akademie bedeutend kostenaufwendiger als eine bloße Gelehrtengesellschaft wäre. In der unter strikten Sparzwängen leidenden Wissenschaftslandschaft des gegenwärtigen Deutschland sind die mittelfristigen Realisierungsaussichten für das angedeutete Akademieideal eher skeptisch zu beurteilen. Für die perspektivisch anstehende Wissenschaftsreform wären Forschungsakademien indes ein aussichtsreiches Desiderat.

## Anmerkungen

- (1) Liane Zeil: Die wissenschaftlichen Unternehmen der Berliner Akademie der Wissenschaften. In: Berliner Wissenschaftshistorische Kolloquien III. Akademie der Wissenschaften der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien, H. 24. Berlin 1981, S.51 - 66.
- (2) Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil II. Unter Mitwirkung des Kollektivs der Forschungsstelle verfaßt von Wolfgang Schlicker. Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Bd. 2/II. Berlin 1975, S.297 - 307.
- (3) Leibnizens Denkschrift in Bezug auf die Einrichtung einer Societas Scientiarum et Artium in Berlin vom 26. März 1700. In: Werner Hartkopf/Gert Wangermann: Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990. Heidelberg/Berlin/New York 1991. Dokument Nr. 18, S.219.
- (4) Renate Mayntz (unter Mitarbeit von Hans-Georg Wolff): Deutsche Forschung im Einigungsprozeß: Die Transformation der Akademie der Wissenschaften der DDR 1989 bis 1992. Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, Bd.17. Frankfurt a.M. 1994.
- (5) Charles Melies/Hansgünter Meyer: Transformation der Wissenschaft im Osten. Fusion - Fiktionierung - Integration - Neugründung? In: Wolfgang Richter (Hrsg.): Unfrieden in Deutschland. Weißbuch. Wissenschaft und Kultur im Beitrittsgebiet. Berlin 1993.
- (6) Wissenschaftsrat: Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und in Berlin. Düsseldorf, 5.7.1991.
- (7) Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin (WZB) - Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik: Forschungsbericht (Abschlußbericht). Struktur und Funktionsweise der industrieorientierten Forschung an der Akademie der Wissenschaften unter den forschungspolitischen Bedingungen der DDR. Projektleiter: Werner Meske, Renate Mayntz. Berlin, Dezember 1993. Teil II: Die Akademie der Wissenschaften im Forschungssystem der DDR, 5.43 - 46.
- (8) Julius Schuster: Die wissenschaftliche Akademie als Geschichte und Problem. In: Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele. Hrsg. von Ludolf Brauer, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Adolf Meyer. Erster Band. Hamburg 1930, S.135.
- (9) Timofej Ivanovic Rajnov: O tipe raznostoronnego ucenoga (1934). In: Iz istorii sociologii nauki: Sovetskij period 1917- 1935 gg. Hrsg. von Rose-Luise Winkler. Tjumen' 1992, 5.104 - 139.
- (10) Conrad Grau: Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg. Leipzig 1988, S.47.
- (11) Hans-Peter Krüger: Kritik der kommunikativen Vernunft. Kommunikationsorientierte Wissenschaftsforschung im Streit mit Sohn-Rethel, Toulmin und Habermas. Berlin 1990; ders.: Perspektivenwechsel. Autopoiese, Moderne und Postmoderne im kommunikationsorientierten Vergleich. Berlin 1993, S.187 - 254.
- (12) Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil I. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfaßt von Conrad Grau. Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Bd.2/I. Berlin 1975, S.129 - 130.
- (13) Erkenntnismethoden in den Technikwissenschaften. Eine methodologische Analyse und philosophische Diskussion der Erkenntnisprozesse in den Technikwissenschaften. Hrsg. von Gerhard Banse und Helge Wendt. Berlin 1986, S.54 - 62.

(14) Hubert Laitko: Geschichte der Technikwissenschaften - ihr Eigenwert und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Wissenschaft. Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaften H.8(1989), 5.3 - 47.

(15) Karl Acham: Philosophie der Sozialwissenschaften. Freiburg/München 1983, 5.50 - 61.

(16) Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele. A.a.O. Vorwort der Herausgeber, S.X.

(17) Zit. in: Rolf Kreibich: Die Wissenschaftsgesellschaft. Von Galilei zur High-Tech-Revolution. Frankfurt a.M. 1986, 5.451.

(18) Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1986; Wolfgang Bonss/Rainer Hohlfeld/Regine Kollek: Risiko und Kontext. Zur Unsicherheit der Gentechnologie. In: Technik und Gesellschaft. Jahrbuch 6. Frankfurt a.M. 1992, S.141 - 174; dies.: Wissenschaft als Kontext - Kontexte der Wissenschaft. Hamburg 1993.

(19) Alexander King/Bertrand Schneider: Die erste globale Revolution. Ein Bericht des Rates des Club of Rome. Frankfurt a.M. 1992; Doneila und Dennis Meadows/Jorgen Randers: Die neuen Grenzen des Wachstums. Die Lage der Menschheit: Bedrohung und Zukunftschancen. Stuttgart 1992.

(20) Bedingungen für die Entstehung und Entwicklung neuer Forschungsrichtungen. Beiträge zum internationalen Symposium am 26. und 27.November 1986. Akademie der Wissenschaften der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien H.59. Berlin 1987.

(21) wie Anm. 16, S.X.